



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Wochenschau.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ging er auf Dieselben zu, faßte sie mit seiner riesigen Kraft im Nacken, und stieß sie mit den Köpfen so heftig zusammen, daß Jeder eine dicke braun und blaue Brause auf der Stirn bekam. „Hest jie dummen Jungs mir dat Muul schwart macht, so will ick junch dee Köp schwart machen,“ hat er dabei ausgerufen. Von da an hat kein Freiwilliger wieder gewagt den Hanns-Peter zu necken.

Zuletzt sah ich meinen Freund bei Wiffunde. Wie seine Batterie gegen die Dänen vorgegangen war, hatte er seinen Hauptmann gebeten, ob sie nicht gleich lieber der Dänischen Batterie auf hundert Schritte näher rücken wollten, diese würde doch bald sich mehr zurückziehen und so gebe es nur neues Auf- und Abprogen. Sonst war er bei Wiffunde ungewöhnlich guter Laune, und sprach sogar mehr, wie er gerade dringend nöthig hatte. Zu einem jungen Freiwilligen, der an diesem Tage zum ersten Male in's Feuer kam, hatte er gesagt, wie Dieser sich etwas zu tief beim ersten Sausen der feindlichen Kanonenfugel bückte: „Stah man grad, mien Jung, Du moost den Hahnemann keenen Deener machen“ (Du mußt den Dänen keinen Diener machen).

Der blutige Sturm auf Friedrichstadt endete auch die irdische Laufbahn von Hans-Peter. Wie immer, hatte er ruhig und fest im heftigsten feindlichen Feuer gearbeitet, und namentlich noch seine Bärenkraft beim Abprogen der Geschütze gezeigt, dabei hatte ihn die unglückliche Schleswig-Holsteinische Stadt, die er selbst jetzt mit in Brand schießen mußte, ungemein gedauert, und er noch gesagt, „dee schöne Stadt, nee dee schöne Stadt, so meng Pund Taback hãb ick mie dor kost, un nu moet ick see in Brand scheeten, wie duurt mie dat.“ In einer Pause des Feuerns, während seine Batterie neue Munition faßte, hatte er sich wieder wie gewöhnlich ein Butterbrod geschmiert, und dabei einem Kameraden wehmüthig seine leere Butterdose mit den Worten gezeigt, „Nu ist mien Bodder all, und dit dat letzte Bodderbrod wat ick mir schmeeren kann.“ Wenige Augenblicke darauf kam eine Dänische Stückfugel und traf ihn in die Seite, so daß er in seinem Blute niederstürzte. Seine Kameraden wollten ihn fortragen. „Lat mie man ruhig lieken, mit Schleswig-Holstein is et ut, un mit mie oock. Adjees“. Mit diesen Worten drehte Hans-Peter sich noch im letzten Todeskampf um, und war verschieden.

W o c h e n s c h a u.

Der Proceß Vocarmé. — In Belgien bereitet sich jetzt ein Criminalproceß vor, der durch die hohe gesellschaftliche Stellung der dabei theilhaftigen Personen lebhaft an den Proceß Braslin erinnert. Binnen kurzem werden nämlich der Graf und die Gräfin Vocarmé, angeklagt der Ermordung ihres Schwagers, vor den Assisen stehen.

Der Angeklagte gehört einer sehr angesehenen Familie Belgiens an. Sein Vater, Graf Julian Vocarmé, vermählt mit einer Nichte des Oestreichischen Generals Chasteler, war Generalinspector der Domainen auf Java, wo ihm Hyppolite als einziger Sohn geboren wurde. Er erhielt eine Farbige als Amme und wuchs unter Malayen auf, deren wilden und treulosen Charakter er angenommen zu haben scheint. Später begab sich Graf Julian wieder nach Belgien zurück und lebte einige Zeit in Tournay. Er fand hier aber noch keine Ruhe; die Lust an Abenteuern trieb ihn wieder in die Ferne, und er begab sich in Begleitung seines Sohnes nach Nordamerika, wo er am Ohio mitten unter den Wilden eine Colonie gründete. Hier blieb der junge Hyppolite bis zu seinem 18. Jahre, wo er nach Europa zurückkehrte, und sich bald darauf mit einem Fräulein Lydia Fougnes aus Peruwez vermählte. Seine junge Gemahlin war geistreich, gebildet, von lebhafter Phantasie und voll leidenschaftlicher Bewunderung der Französischen Romantiker. Mit einigen derselben stand sie in persönlichen Beziehungen, unter Andern mit Balzac, der im Sommer öfter einige Wochen auf dem Schlosse Bury bei Tournay, wo sich das junge Paar niedergelassen, zubrachte. Sie schrieb auch einige, jedoch unbedeutende Romane. Ein solcher Charakter war nicht geeignet, einen Mann, wie Graf Hyppolite, der die Instincte eines Halbwilden mit aus der Fremde gebracht hatte, im Zaume zu halten. Er überließ sich ganz seinen ungezügelten Leidenschaften, war der Schrecken seiner Umgebung und der Kummer seiner Verwandten; in seinem Dorfe war er wegen seiner Härte und Grausamkeit im höchsten Grade verhaßt.

Die ausschweifende Lebensweise des Grafen hatte bald eine gänzliche Zerrüttung seiner Finanzen zur Folge. Er war tief verschuldet, hatte schon einen bedeutenden Theil seines Vermögens verzehrt, und hatte nur noch eine Hoffnung, die Hinterlassenschaft seines Schwagers. Dieser, Hr. Gustav Fougnes, versprach kein langes Leben. Er war von schwächlicher Gesundheit, und hatte in Folge eines Sturzes mit dem Pferde ein Bein verloren. Ein tiefes Mißtrauen gegen seinen Schwager scheint, man weiß nicht aus welchem Grunde, frühzeitig Wurzel in ihm geschlagen zu haben. Obgleich er seine Schwester sehr liebte und sie zur Universalerin eingesetzt hatte, kam er doch höchst selten nach Bury, und äußerte öfter, er getraue sich dort Nichts zu genießen, bevor nicht sein Schwager davon genossen. Er wisse recht wohl, daß Dieser sich nach dem Besitze seines Vermögens sehne, und seinen Tod auf das Lebhafteste herbeiwünsche. Einem Gerüchte nach soll er sogar den Verdacht geäußert haben, Graf Hyppolite habe seinen Vater vergiftet.

Gegen Ende vorigen Jahres faßte Fougnes den Entschluß, sich mit der Gräfin de Grandmeß zu verheirathen. Der Hochzeitstag war bereits festgesetzt, die Brautgeschenke waren gekauft, am 23. November sollte der Ehecontract unterzeichnet werden, als Fougnes, obgleich ahnungsvoll von seiner Braut abgemahnt, auf den unglücklichen Einfall kam, zu seiner bevorstehenden Hochzeit seine Schwester und seinen Schwager persönlich einzuladen. Als dem Grafen am 20. November der zu erwartende Besuch von seiner Gemahlin angemeldet wurde, äußerte er gegen diese: *C'est aujourd'hui que je lui fais son affaire.* Gustav Fougnes speiste auf dem Schlosse zu Mittag — Abends war er todt.

Am andern Morgen verbreitete man im Dorfe die Nachricht, daß Fougnes in der Nacht auf dem Schlosse plötzlich verstorben sei; die Volksstimme aber zögerte keinen

Augenblick, den Grafen Vocarmé als seinen Mörder zu bezeichnen. Die Allgemeinheit des Gerichts veranlaßte die Justiz Recherchen anzustellen. Der betreffende Beamte verfuhr Anfangs sehr vorsichtig und schonend gegen den Grafen; aber die Verlegenheit Desselben und seine widersprechenden Aussagen weckten endlich seinen Verdacht, der bald eine bestimmtere Richtung erhielt. Der Instructionsrichter entdeckte nämlich an der einen Hand des Grafen einen tiefen Biß, der offenbar von einem Menschen herrührte, und über dessen Entstehung der Graf keine befriedigende Auskunft geben konnte. Er ließ den Grafen und die Gräfin sogleich verhaften und nach Tournay abführen.

Nach den übereinstimmenden Aussagen der Aerzte war Fougnyes durch ein ägendes Gift, wahrscheinlich Schwefelsäure, getödtet worden, das man ihm in den Mund gezwungen hatte. Aber lange Zeit blieb der Biß in der Hand die einzige Indicie, welche den Verdacht der Mordthat auf den Grafen lenkte. Er selbst und die Gräfin läugneten auf das Entschiedenste und behaupteten, Fougnyes müsse sich in ihrer Abwesenheit selbst vergiftet haben, da sie ihn im Speisezimmer todt gefunden, und von der Dienerschaft war Nichts zu erfahren. Endlich machte die Pariser Kammerzofe der Gräfin, Emerence, wichtige Enthüllungen. Nach ihren Aussagen hatte am Morgen des 20. Novembers der Graf seinen Kammerdiener nach einem mehre Stunden entfernten Dorfe geschickt, und sie bediente statt seiner bei Tafel. Bei Einbruch der Dämmerung hatte sie gefragt, ob sie Licht bringen solle; die Gräfin hatte ihr aber befohlen, sich in die Kinderstube in der obern Etage zu begeben, wohin sie die Kinder und die zwei allein noch im Hause anwesenden Diensthoten bereits geschickt hatte. Zufällig verlangte eins der Kinder Milch zu trinken, und eine der Mägde ging in die Küche hinunter. Kaum dort angekommen, hört sie im Speisezimmer eine halberstickte Stimme rufen: „Au meurtre! à l'assassinat! Hyppolite! Hyppolite!“ Bestürzt eilt sie nach der Thür der Küche, die von dem Speisesaale noch durch eine Pöce getrennt ist, und sieht jetzt Frau von Vocarmé aus dem Zimmer kommen und die Thür hinter sich zuschließen. Herrisch gebietet sie der Magd, wieder hinauf zu gehen. Als Diese unter den Fenstern des Speisezimmers vorbeikommt, glaubt sie drinnen das Röcheln eines Sterbenden zu vernehmen. Mademoiselle Emerence begegnete später auf der Treppe dem Grafen und der Gräfin auf dem Wege nach ihrem Wohnzimmer; sie sahen Beide blaß und verstört aus, und schlossen sich ein. Einige Zeit darauf aber gingen sie wieder in das Speisezimmer hinaus, und brachen hier bei dem Anblick der Leiche vor den jetzt herbeigerufenen Diensthoten in laute Klagen aus.

Gleich nach dem ersten Einschreiten der Behörde hatte man im Schlosse ein chemisches Laboratorium entdeckt. Von dem darin beschäftigten Arbeiter erfahrt man, daß seit 14 Tagen unausgesetzt dort gearbeitet werde, daß der Graf oft mitten in der Nacht sich von den Fortschritten der Arbeit unterrichtet, und daß auch die Gräfin das Zimmer besucht habe, um zu sehen, wie es mit dem „Erbchaftswasser“ (eau de succession) gehe. Zu den chemischen Operationen war hauptsächlich Tabak verwendet worden, und die Aerzte entdeckten jetzt auch, daß die Vergiftung durch Nicotin geschehen war.

Durch einen glücklichen Zufall kam noch ein anderer Umstand zur Kenntniß der Gerichte. Die Zeitungen hatten bei den ersten Berichten über das geschehene Verbrechen unter Andern mitgetheilt, daß der Graf im Sommer in Brüssel gewesen und einen neuen Wagen gekauft habe, den er weiß ausschlagen ließ; er selbst war trotz der vor-

stehende Anzahl von frommen Adelligen, die Thadden=Trieglass, Kleist=Neegow, Senft=Pilsach, die ihre Passion für eine bestimmte pietistische Frömmigkeit in Conventikeln und Missions-Vereinen aussprachen. Die fortgehenden rettenden Thaten mit dem Eintritt eines Ministeriums der Ordnung ließen die patriotischen Vereine als weniger notwendig erscheinen; befand sich jedoch das Ministerium der öffentlichen Meinung gegenüber in einer sehr mislichen Lage, so durfte man darauf rechnen, daß irgend ein solcher Verein, meist unter dem Einflusse des Landraths, seine patriotische Zustimmung zur staatsmännischen Weisheit des Herrn v. Manteuffel und seiner Collegen aussprach. Eine solche Adresse aus Pommern galt dann als ein Ausdruck der noch nicht durchwühlten Bevölkerung der treuesten Provinz, während jene Verfasser als komische Figuren ihrer Umgebung erschienen. Seitdem jedoch die Unterstützer zur Ueberzeugung gekommen sind, für wen sie die Kastanien aus dem Feuer holen sollen, löst sich die Verbindung unter den Gutsbesitzern immer mehr, und man könnte keine unpopulaireren Männer als einen Kleist-Neegow oder v. Blöz zu Ackerbau-Ministern ernennen, wenn eine solche Wahl auch eine ganz besondere Beziehung zur Grundsteuer haben sollte.

Wenn diese Bemerkungen die politischen Verhältnisse der Vertreter der conservativen Interessen des großen Grundbesitzes in unserer Provinz im rechten Lichte erscheinen lassen, so müssen wir anerkennen, daß durch landwirthschaftliche Vereine, durch die beiden Lehranstalten in Eldena und Regenwalde mit scheinbar verschiedener Grundlage, durch andere Veranstaltungen der Fortschritt in der Landwirthschaft befördert wird, die allgemein seit 40 Jahren in Pommern wie überall durch verständige Bestellung des Aekers, durch Urbarmachung von Ländereien, durch Pichtung von Wäldern, durch Verbesserung der Wege und Straßen, und somit durch Vermehrung der Absatzörter erfreulich gehoben ist. Die höchste Verwerthung dieser landwirthschaftlichen Erzeugnisse im Auslande und der möglichst billige, durch keine Schutzzölle vertheuerte Einkauf der Verbrauchsartikel, namentlich des Eisens, macht die Grundbesitzer zu Anhängern des Freihandels, da außer einigen Rüben-Zuckerfabriken der Schutzzoll von Niemandem beansprucht ist.

Je mehr die Verbindung durch Eisenbahnen und Dampfschiffe erleichtert ist, je mehr wird Pommern von Bewohnern des Binnenlandes besucht und geschätzt. Ist doch Rügen, dieses friedliche Eiland, ein Theil der Provinz, nehmen doch die Stranddörfer längs der Küste mit Putbus, Swinemünde, Colberg 2c. Hunderte von Badegästen auf, die das Bad und die gesunde, erfrischende Luft vom Strande gestärkt abreifen steht.

Billig vergessen wir die Hauptstadt, Stettin, nicht, das seit 25 Jahren seine Bevölkerung auf einige 40,000 Einwohner gebracht hat. Stettin ist die erste Handelsstadt an der Ostsee, augenblicklich jedoch hat die Blocade, wodurch sich das Geschäft nach Hamburg zog, und die Aufhebung der Elbzölle bei unverändertem Sundzolle dem Plage tiefe Wunden geschlagen. Vor 1848 trafen in Stettin so viel Schiffe ein, daß es an Löschplätze fehlte und durch Anlegung eines großartigen Bollwerkes von der Eisenbahn bis zum Dampfschiffs-Bollwerke die schleunige Abfertigung der Schiffe ermöglicht werden sollte. Jetzt sind diese Löschplätze geschaffen, aber es fehlen die Schiffe. Stettin ist eine große Stadt, das beweisen dem Fremden die äußern Merkmale einer großen Stadt, die Zeitungen, die Trottoirs, das Gaslicht, das Schauspielhaus, welche letztere erst seit Kurzem ins Leben gerufen sind. Wo Summen auf eine

großartige Weise zusammenfließen, da zeigt sich auch ein liberaler, wohlthätiger Sinn, kein Knäufeln und Kleinliches Mäkeln. Nach dem Hamburger Brande wurden in Stettin 16,000 Thlr. in 24 Stunden gesammelt, zum Besten von Schleswig-Holstein brachte man circa 7000 Thlr. zusammen, und fortgehende Ansprüche an die Wohlthätigkeit werden fortbauend gemacht und befriedigt, obwol es an großen Capitalisten fehlt, die die Emancipirung der Stadt vom Hamburger Wechselmarkte unmöglich machen.

Das enge Festungskleid hatte die auf einem engen Raume gebaute Stadt unverhältnißmäßig in die Höhe getrieben, bis durch Erweiterung der Festungswerke ein neuer Stadttheil entstanden ist, der freilich bis jetzt nur 2 neue Gebäude und ein 3. im Bau begriffenes aufweisen kann. So ist die Miethe höher, als irgendwo im Preussischen Staate, und für die Beamten deshalb der Ort sehr theuer. Ein verheiratheter Lieutenant zahlt gewiß in einer Hauptstraße sein Gehalt als Miethe. Die Klagen und Beschwerden der Handwerker, die aus den Hauptstraßen immer mehr verdrängt werden, und sich nur noch in theuer bezahlten Kellerwohnungen und andern unbequemen Localen eine Verkaufsstelle erhalten, sind ebenso allgemein, während der Proletarier wol nirgends so ungesunde, feuchte Wohnungen inne hat, als in Stettin, wo deshalb die Cholera ihre ersten Todtenkammern in Proletarier-Stuben sich schafft. Eine gemeinnützige Baugesellschaft zur Beschaffung billiger und gesunder Wohnungen wäre deshalb in Stettin gewiß an der Tagesordnung, wo es keinen größern Freudentag geben würde, als wenn die die Entwicklung des Platzes so sehr hemmenden Festungswerke eingerissen würden.

Stettin hatte vor dem März zwei Zeitungen, die privilegirte Stettiner und die Ostseezeitung, von denen die erstere durch die Annoncen eine beträchtliche Einnahme gewährte, jedoch ohne politische Bedeutung war. Als Curiosität kann man anführen, daß der Herausgeber auch nach der Aufhebung der Censur dem frühern Censor des Blattes dieselbe zur Censur zuschickte, da er nicht in die Nothwendigkeit sich versetzt sehen wollte, die Verantwortlichkeit für den Inhalt selbst zu übernehmen. Sie wird von einem Prediger Namens Budy mit Notizen und politischen Artikeln versehen; ob dessen Einflusse der große Verlust an Abonnenten zuzuschreiben ist, lassen wir ungesagt. Die Ostseezeitung war früher auf Grund der Concession nur ein für den Handel und die gewerblichen Interessen bestimmtes Blatt, gewiß das beste in Deutschland. Nach dem März nahm es zu dieser Tendenz noch eine demokratisch-politische an, die ihm einen Theil seiner Leser entzog, bis die Postdebittentziehung, durch den Präsidenten Wallach verhängt, einen Wechsel der Redaction veranlaßte und zur Einziehung der politischen Flagge nöthigte. Das Blatt gilt auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe als eine Auctorität, und vertritt die Interessen des Freihandels geschickt und unverdrossen. Da es sich aller politischen Zeitartikel grundsätzlich enthalten muß, so ist es politisch ohne Bedeutung. Nach dem März entstand als Concurrrenzblatt der Ostseezeitung die Norddeutsche, die trotz verschiedener Veränderungen hinsichtlich des Formates, des Satzes, trotz verschiedener Theilungen und Titelaufsätze, bis jetzt noch lange nicht die Kosten deckt, und trotz aller möglichen angewandten Mittel, sich Leser zu verschaffen, von der geringen Abonnentenzahl noch verloren hat. Durch viele persönliche Angriffe auf die politischen Gegner des Blattes, das weder constitutionell noch demokratisch war, durch den Mangel an geschickten und gebildeten Mitarbeitern, durch Mangel an kaufmännischen Kräften in der Redaction konnte das Blatt auf keinen grünen Zweig kommen, da der Handel an der

Ostsee nicht zwei Blätter gebrauchte, und die Zeitung wegen ihrer unbedeutenden Haltung Seitens des Ministeriums auf keine Unterstützung rechnen darf. Zwei demokratische Blätter, der Wächter und die Neu-Stettiner Zeitung, sind eingegangen, von denen die letztere durch ihre Leitung unter Ehrenreich Eichholz eine consequente Richtung erhielt, ohne die Mittel zu ihrer Existenz in sich selber finden zu können. Die Provinzialpresse ist überhaupt von den Blättern der Hauptstadt überflügelt, wie dies die Kölnische, die Aachener, die Trierer Zeitung beweisen, welche vor dem März einen ausgedehnten Lesekreis in der Ferne hatten, denselben jedoch zum Theil vollständig verloren haben.

Das Schauspielhaus, auf Acten erbaut, ist äußerlich ein Abbild des Dresdener Theaters, und erinnert im Innern an das Opernhaus. Die Oper ist in Stettin besonders beliebt, was der Pflege der Musik und des Gesanges in Gesellschaften und Vereinen mit zuzuschreiben ist. Leider begünstigt ein Theil des Publicums den Bravourgesang. Die Direction des Schauspiels liegt in zwei Händen, was mancherlei Verwicklungen mit sich bringt. Unter den jungen Schauspielern scheint einer Namens Buerde eine Zukunft zu haben. Vor dem Schauspielhause steht die Marmorstatue des vorigen Königs, die durch ihre prosaische, steife Haltung zu der lebensvollen, kühnen Haltung der Bildsäule Friedrichs II. von Schadow einen schroffen Gegensatz bildet. —

Aus Agram. — Es ist kaum einen Monat her, daß man sich bei uns nach Corberon'schem Reglement zu gruppiren begann, und dennoch hat sich beinahe Alles geändert, was ich Ihnen damals gemeldet hatte; den ersten Impuls zum Nachdenken mag unsern Kreuzzeitungsrittern der Ban gegeben haben, der sich vor etwa 14 Tagen öffentlich für die Märzcharte aussprach und „jeden activen oder passiven Widerspruch und Widerstand selbst mit Gewalt niederzudrücken“ beschloß. Diese Erklärung machte ein enormes Aufsehen, um so mehr, als es bekannt war, daß er noch vor wenigen Tagen sich für Concessionen erklärt haben sollte, welche die Regierung den Kreuzzeitungshelden nothwendig machen mußte. Dieser Gesinnungswechsel war durch keine äußere Thatsache motivirt, und kam so unverhofft, daß man die verschiedensten Erklärungen versuchte. — Leute aber, die gewöhnlich gut unterrichtet zu sein pflegen, erzählten von einem freundschaftlichen Schreiben des Ministers Bach, worin dieser den Ban an seine untergeordnete Stellung zum Ministerium erinnert, und ihm den „freundlichen Rath“ ertheilt, seine Zukunft durch den Anschluß an „gänzlich unfähige Factionen“ nicht in Frage zu stellen, und sich „bei passender Gelegenheit für die Reichsverfassung offen auszusprechen.“ Ich will nicht entscheiden, ob diese Interpretation die richtige sei; sie ist jedoch durch den Erfolg gerechtfertigt, und Thatsache ist, daß der Ban nunmehr außer jeder nähern Beziehung zur aristokratischen und illyrischen Partei steht.

Dieser Frontwechsel hat seine eigenthümlichen Erfolge; die specifisch aristokratische Faction ist vorläufig gänzlich verstummt, und die illyrische ist vorsichtiger geworden. Man spricht sogar davon, daß sie mit der parti Corbéron völlig brouillirt sei. Die illyrische Partei hat daher auch ein ganz neues Programm aufgestellt; ihr Journal „Domobran“ (Vaterlandsvertheidiger) soll sogar in liberalem Interesse wirken. In welchem Sinne dies zu nehmen sei, weiß ich wahrhaftig nicht, da man von der „historischen Basis“ (das heißt: der streng aristokratischen Verfassung Altungarns) nicht abweichen will; wir wollen indessen sehen, wie sie es machen werden. Jedenfalls aber

ist dadurch wenigstens so viel gewonnen, daß man sich nur mit der illyrischen Partei in eine Discussion einlassen kann, was, wenn sie mit Corbéron lirt geblieben wäre, schlechterdings unmöglich war. — Wir haben uns im März 1849 Alle insgesammt gegen die Reichsverfassung erklärt; unsre Gründe waren: die Destroyirung mit ihren möglichen Folgen, die Centralisation, die durch die Verfassung angestrebt wurde, endlich weil sie zu jener Zeit wirklich nur das Minimum der durch die Revolution errungenen Freiheit den Völkern Oestreichs gewährte, während man damals allen Grund hatte, mehr zu hoffen. Aber bald veränderte sich die Situation; nach dem Siege bei Novara, der Uebergabe von Venedig und der Capitulation Görgey's mußte man auf ganz andere Dinge gefaßt sein, als auf eine Ausdehnung der durch die Verfassung bestimmten freiheitlichen Schranken. Zu dieser Zeit wurde die Reichsverfassung in Kroatien publicirt (Ende August 1849); aber die Bedeutung des Augenblicks wurde nicht erkannt: man schwelgte noch immer in rosenfarbigen Nebeln, man hoffte, ich weiß nicht auf was. Hätten die Kroaten eingesehen, daß schon damals der feste Anschluß an die Verfassung das einzige Mittel war, wenigstens jenes Minimum der Freiheit zu retten, so hätten sich die Landesverhältnisse Kroatiens ganz anders gestaltet. Aber, anstatt dessen, beschloß man die Verfassung und die durch sie begründeten Institutionen, und verkroch sich in dem Schutte der unwiederbringlich verlorenen und gestürzten Constitution Ungarns, um gegen die Märzcharte opponiren zu können. So kam es, daß die Reichsverfassung in Kroatien gar keinen Boden gewann; man darf übrigens nicht läugnen, daß die Regierung daran auch ihre Schuld trägt. Sie führte alle gefürchteten Punkte der Verfassung, den Stempel, die Monopolen, die neuen Steuern im Lande ein; die bessern Seiten derselben blieben aber dem Volke unbekannt. Jetzt ist erst die Administration geregelt; die Justizpflege ist noch immer die alte, und die Gerichtsorganisation, die Einführung des Oestreichischen Strafgesetzbuchs und der Proceßordnung läßt noch immer auf sich warten — und wie peinlich dieses Warten sei, weiß nur Derjenige, der die vormärzlichen Zustände Ungarns kennt! Das Volk hat noch gar keine Wohlthat des neuen Zustandes genossen: es wird noch gleichmäßig von der alten Misère gedrückt und noch obendrein von den neuen Lasten — aber es ist ruhig und — verzweifelt. Man kann dem Volke bei der jetzigen Lage nicht durch principielles Oppositionsmachen in Journalen nützen, sondern einzig durch eine gewissenhafte Ausbeutung der durch die Reichsverfassung gewonnenen Chancen. Solche Chancen sind aber: die Aufhebung der Unterthänigkeitsverhältnisse, die Gleichstellung vor dem Gesetze, die Autonomie der Communen, eine gute Administration, eine ehrenhafte Unabhängigkeit der Justiz. Ich sage daher, wenn jene Herren, anstatt ein vom Volke ohnehin nicht gelesenes Journal zu schreiben, unmittelbar auf und für das Volk wirken wollten, so wäre ein besserer Erfolg zu erwarten. Journale wirken bei uns aufs Volk entweder gar nicht, oder doch nur auf eine Schichte des Volkes, welche jeder andern Art Belehrung zugänglicher ist, als der journalistischen.

Ueberdies: was hätte Kroatien zu hoffen, wenn es gelänge, die Märzcharte zu stürzen? Welche Ressourcen hat es? Welche Stellung könnte es einnehmen? Dies scheint man nicht bedacht zu haben! Zwischen den Serben der Türkischen Provinzen und den Kroaten besteht keine Solidarität, ja nicht einmal zwischen den Kroaten und den Serben in den Militairgrenzen. Der Patriotismus der Serben hat eine ganz verschiedene Richtung, ihre Bestrebungen sind so tact- bewußtvoll, daß selbst die Mayerhofer'sche Pacharegierung

ihnen Nichts anhaben kann; warum befolgt man nicht dieses Beispiel in Kroatien, wo man doch bei Weitem besser gestellt ist als die Serben in der so-it-disant Wojwodschafft?

Das Passionschauspiel in Oberammergau und seine Bedeutung für die neue Zeit, von Eduard Devrient, mit Illustrationen von Pecht, Leipzig, J. J. Weber. — Als im Jahr 1633 das Dorf Oberammergau in Bayern durch eine verheerende Seuche heimgesucht wurde, vermochten die Ettaler Herren die Gemeinde zu dem Gelübde, alle zehn Jahre die Leidensgeschichte Jesu zur erbaulichen Betrachtung öffentlich vorzustellen, worauf die Gemeinde von der Seuche befreit wurde. Man will wissen, der Wunsch der Ettaler Herren, ihrer Wallfahrtsstätte noch größere Anziehungskraft zu geben, habe an dieser Stiftung großen Antheil gehabt; genug, sie besorgten das Gedicht, die Musik, die Herstellung des Theaters auf dem Kirchhofe des Dorfs u. s. w., sie ordneten Scenerie und Einübung und so fand die erste Aufführung 1634 statt. Sie wurde ununterbrochen fortgesetzt und auch die Pruderie des geistlichen Regiments im Jahre 1810 konnte Nichts weiter durchsetzen, als daß ein neues Textbuch an die Stelle des alten scurrilen gesetzt wurde. So ist denn diese Aufführung noch immer der einzige Ueberrest von den in Süddeutschland sonst ziemlich häufigen Volksdramen. Es wird im Freien aufgeführt, fast das ganze Dorf, an 600 Personen, Männer, Weiber und Kinder, nimmt an dem Spiele Theil; der Zuschauer sind jedesmal gegen 6000. Die Einzelheiten der Aufführung möge man in dem Büchlein selbst nachlesen, welches mit der bekannten Gründlichkeit und Lebendigkeit des Verfassers geschrieben ist. Die weitern Folgerungen desselben können wir aber nicht theilen. Er glaubt nämlich in diesem Volkschauspiel die Möglichkeit einer ganz neuen Kunstform des Drama's zu entdecken, welches ungefähr in der Art des Griechischen Drama's der Masse zum Recht dramatischer Action verpflegen soll. Die Vergleichung stimmt nicht recht; denn in der Zeit des Griechischen Theaters, von der man doch allein reden kann, wenn man von der Griechischen Kunst spricht, spielte nicht die ganze Gemeinde, sondern eine Anzahl ausgewählter und sehr sorgfältig einstudirter Personen, und was den Gegenstand betrifft, so war er ebenso individueller Natur, als unser Theater; von einer eigentlichen Action der Masse ist nur in den seltensten Fällen die Rede. Das Drama hat sich vielmehr in neuerer Zeit so in die Breite verloren, daß eine größere Concentration und Sammlung noth thut. Die Masse kann nur durch ein der specifischen Poesie fremdartiges Moment in Einheit und Action gesetzt werden, durch die Musik, und die Oper scheint diejenige Kunstform zu sein, in welcher die Massenwirkung zur Harmonie und Totalität gestaltet werden kann. Was das Volkschauspiel selbst betrifft, so bleibt einmal eine Aufführung im Freien für unsere klimatischen Verhältnisse immer eine Ausnahme, und die Umstände, die es möglich machen, daß eine ganze Gemeinde sich bis zu einem gewissen Grade zu dramatischen Künstlern ausbildet, sind so ungewöhnlicher Natur, daß an eine größere Ausbreitung nicht wol zu denken ist. Die Volkslustbarkeit, die uns doch keineswegs fehlt, denn wir haben unsere Schützenfeste u. s. w., verlangt eine gewisse Derbheit und ein gleiches Mitwirken des gesammten Publicums, so daß von einer eigentlichen Kunst die Rede nicht sein kann. Auch jenes Ammergauer Passionspiel würde durch eine feinere, sinnvollere und mehr künstlerische Ausbildung kaum gewinnen. Außerdem ist die Religiosität unsers Landvolks im Durchschnitt genommen nicht mehr von der Naivetät, daß sich darauf ein mittelalterliches Mystereium gründen ließe, und so sehr wir die Sinnigkeit ehren, mit der

Devrient auch in jenen rohen Formen ein positives und billigenswerthes Gefühl herausfindet, so glauben wir doch nicht zu irren, wenn wir in jener Sinnigkeit mehr die Ueberraschung des feingebildeten Mannes, auch in den Naturformen die Spuren des Geistes wiederzufinden, als eine unbefangene, unmittelbare Befriedigung erkennen.

Johann George Müller. Ein Dichter: und Künstlerleben von Ernst Förster. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. — Der Gegenstand dieses Büchleins ist eine interessante Persönlichkeit: ein Künstler von guten Anlagen, dem durch einen zu frühen Tod die weitere Entwicklung abgeschnitten wurde. Müller war geboren 1822 im Canton St. Gallen, machte schon sehr früh poetische Versuche, die hier mitgetheilt sind und die zum Theil recht hübsch sind. Im 17. Jahre ging er nach München, um daselbst Architektur zu studiren. Sein Lehrer war Ziebland, dessen System folgendermaßen charakterisirt wird: „Von dem Gedanken ausgehend, daß Zeit und Volk und nicht Architekten den Baustyl machen, beschränkt er sich darauf, gegebene Aufgaben mit strenger Gewissenhaftigkeit zu lösen, in einer korinthischen Fassade den Geist und die Form des korinthischen Styls getreulich wiederzugeben, in einer Basilika die Vorschriften altchristlicher Kunst zu befolgen u. s. w. Seinen Schülern schreibt er nicht diesen oder jenen Styl vor, ja er empfiehlt nicht einmal einen; er weist sie für ihre Pläne vor Allem auf Bedürfniß und Bedingung des aufgegebenen Baues hin und läßt die Formen aus diesen, aus Denkweise, Sitte und Gebrauch des Volkes sich bilden. — Mit diesem Eklekticismus steht er in der Mitte zwischen Klenze, dem Erneuerer der classischen Bauart, und Gärtner, dem Schöpfer des modernen Byzantinismus oder Romanismus — 1842 machte Müller eine Reise nach Italien, bis er 1844 in die Schweiz zurückkehrte. dort verschiedene Pläne zu Bauten machte, die aber nur zum Theil in Ausführung kamen; 1847 ging er nach Wien, wo die Märzrevolution die künstlerischen Bestrebungen unterbrach, und starb daselbst im Mai 1849. — Außer den Gedichten enthält die Sammlung eine Anzahl Abhandlungen über Architektur, von denen am Interessantesten die Polemik gegen den Renaissancestyl ist, in welcher die verkehrte Nachahmung des römischen Styls in einem ihm ganz unangemessenen Stoff auf das Schlagendste nachgewiesen wird. Die Abhandlung ist zu lang, um sie auch nur im Auszuge mitzutheilen; wir verweisen den Leser auf das Büchlein selbst.

Der neue Roman von Georges Sand: Le château des désertes, den wir bereits erwähnten, ist in vier Lieferungen in der Revue des deux mondes beendet; er gehört zu den schwächsten Leistungen der Dichterin. Nach den frühern Werken zu urtheilen, hätte man glauben sollen, daß gerade in der Darstellung des Künstlerlebens ein sehr angemessenes Feld für sie vorhanden wäre; hier finden wir aber diese Ansicht nicht bestätigt. Von der Heiterkeit und Lebensfrische, die in der *Consuelo* herrscht, ist keine Spur vorhanden. Die Charaktere sind liederlich hingeworfen, und die ganze Empfindungs- und Darstellungsweise ist eine raffinierte. Da der Roman indessen aus dem Jahre 1847 herrührt, so ist er wol nur als eine Episode in dem Kreise der sonstigen Interessen und Ideen zu betrachten, in denen sich G. Sand bewegt. — Mit dem neuen Drama: *Molière*, dessen Aufführung vor einigen Tagen wegen seiner heftigen Angriffe gegen die Geistlichkeit unterjagt wurde, scheint sie in Concurrenz mit unserm Guklow zu treten.

Verantw. Red. **F. W. Grunow.** — Mitredact.: **G. Freytag** und **Julian Schmidt.**
Druck von **C. C. Elbert.**